

Zeitschrift: Jahresbericht / Akademischer Alpen-Club Zürich
Herausgeber: Akademischer Alpen-Club Zürich
Band: 60-61 (1955-1956)

Artikel: Am Mont Blanc
Autor: Meinherz, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-549380>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

In Porto werden wir von den Alten Herren, die bereits aus dem Cinto zurück sind, freundlich empfangen und errichten dann jenseits des Flusses unter hohen, wohlriechenden Eukalyptusbäumen unser letztes Lager. Einen netteren Fährmann könnten wir uns gar nicht wünschen. Er heißt Jaqueline und sorgt jedenfalls besser für die Verbindung mit dem Hotel auf der andern Seite als der tückische Baumstamm, der ein wenig weiter oben den Porto «überbrückt».

5. *Mai*. Nach achtstündigem Kampf mit dem Maquis, nach zähem Ringen mit Wurzeln und Dornen gelangen wir endlich an den Fuß eines markanten Felsturmes, den wir in freier Kletterei in anderthalb Stunden ersteigen. Oben schütteln wir die Köpfe und nennen den Riesendaumen einsichtsvoll: Torre d'Asino di Capo d'Orto. Einen Wolf gesehen. Groß, schwarz, mit blutroter, heraushängender Zunge. Wie im Märchen.

6. *Mai*. Das Baden im Meer hat seine Tücken — und der Seeigel seine Stacheln — und die blonde Nixe einen ganz besonderen Reiz.

7. *Mai*. Kurzer, herzlicher Abschied von den Einheimischen, die uns von Tag zu Tag sympathischer geworden sind. Wir kommen wieder. Der Küste entlang fahren wir über Calvi nach Ile Rousse, besteigen hier spät am Abend den «Cyrnos» und blasen zum vorläufig letztenmal unter den belustigten Blicken der Erstkläßpassagiere, die noch ihre Abendpromenade auf Deck machen, unsere Luftmatratzen auf.

8. *Mai*. Ankunft in Nizza etwa um 8 Uhr. Diesmal lehnen wir alle Angebote der Porteurs konsequent ab. Warum wohl? In Nizza ist, wie überall, der Blumenmarkt wohlriechender als der Fischmarkt. Der Cacciator del Bosco, den wir uns in einer Hafengasse käuflich erwerben, hat einen eigentümlich süßlichen Geschmack.

Milano ist eine weitläufige Stadt. Paul und ich bekommen das zu spüren. Einen Salami unter dem linken Arm, zwei Stangen langen Brotes unter dem rechten und in der Hand noch ein Fiasco Chianti, rennen wir zuletzt im Tempo des gehetzten Hundes dem für unsere Begriffe etwas zu protzig ausgefallenen Bahnhof zu und erreichen also den Zug noch, der uns, bald einmal friedlich Schlafende, durch Nacht und Nebel sicher nach Zürich zurückführt.

9. *Mai*. Es ist wirklich schön gewesen. Haila AACZ! Hans Riedhauser

Am Mont Blanc

Col de la Fourche

das ist ein unscheinbares Päßchen. Es ist auf seiner Ostseite gerade so steil, daß man aufrecht gehend sich bequem vorn mit den Händen stützen kann, und die Augen suchen nichts anderes als die Stufe, in die der Fuß nächstens treten wird, eine für den linken, eine für den rechten. Ein bißchen eintönig, ein bißchen mühsam, doch gerade so, daß man begeistert staunen kann, wenn sich endlich die Hände auf den obersten Rand der Flanke legen, die auf der andern Seite nur noch steiler, von Felsen durchbrochen auf einen neuen Gletscher hinunterfällt. Denn vor uns steht der Mont Blanc, in reinem Weiß, als hätte man ihn eben hingestellt. So ist ein Traum mit einem Schlag Wirklichkeit geworden. Der Col de la Fourche war für uns das Tor zum Herzen des Alpinismus.

Als Sohn der Schweizer Alpen staunt man erst, hier oben eine Unterkunft zu finden. Im Mont Blanc findet man diese Bivouac-Schachteln häufig. Man staunt ein zweites Mal, wenn man sie betritt, denn sie sind meist ganz leer. Ein paar dicke Tücher brechen die äußerste Härte der Bretter, auf denen man liegt, ein paar Decken mildern vielleicht die grimmigste Kälte, sonst fehlt alles, was man in einer Hütte etwa findet, Besteck und Geschirr und Licht und hier leider auch die Türe. Irgend jemand mußte vergessen haben, sie sorgfältig zu schließen, so nahm sie der Wind als Spielzeug und trug sie weg.

Am Abend herrschte das übliche Treiben. Auf meiner Pritsche auf dem Bauch liegend, stellte ich meine Betrachtungen an. Senkrecht unter mir schickte sich einer an, sein Nachtmahl zuzubereiten. Herrlich schmort auf seinem Kocher sein Beefsteak, dazu schnitt er Zwiebeln und frische Tomaten, würzte sie mit den verschiedensten Kräutlein. Selbst der Chianti fehlte nicht. Wer sich so einzurichten weiß, wird auch am Berg seinen Mann stellen. Erst wie er den leckeren Bissen zum Munde führte, konnte ich ihn richtig betrachten. Er hatte ein längliches, markantes Gesicht mit dichtem, kurzgeschnittenem Vollbart, krause schwarze Haare und dunkle Augen. Die kräftigen Hände verstanden sehr wohl auch, mit den feinen Geräten Fleisch und Früchte zu zerteilen. Dabei saß er, trotz seiner zusammengekauerten Stellung, so behaglich da, wie nur ein sehr elastischer Körper sitzen kann. Mein Urteil war rasch gefällt, ich hielt ihn für den besten Alpinisten der ganzen Gesellschaft und wartete nur noch, daß mir jemand sagte, er käme eben aus dem Himalaya zurück. Nur daß er dann sein leckeres Mahl vielleicht nicht so allein verschlungen hätte. Das fiel mir aber bei fast allen auf. Es war nicht möglich, anhand der Mahlzeit, die die Leute einnahmen, auch nur eine einzige Seilschaft zusammenzustellen. Die einzige Ausnahme bildeten zwei Österreicher.

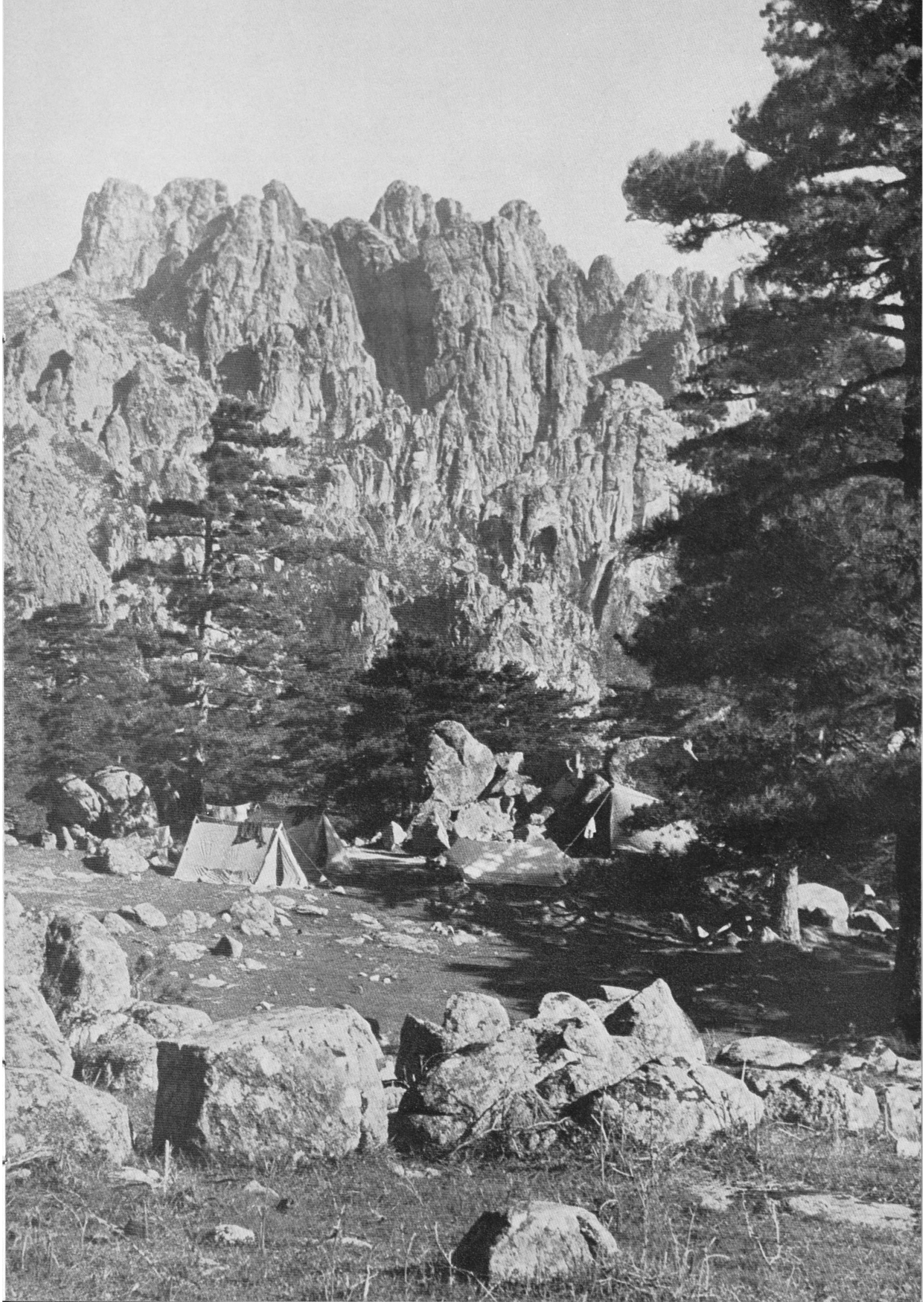
Mit der Zeit kannte man die Leute. Es waren die zwei Österreicher, eine Partie Deutsche, fünf Italiener, zwei Franzosen und wir zwei. Uns alle hat der Mont Blanc angezogen, und alle waren wir überwältigt, wie wir am Abend vor dem Bivouac standen. Ringsum Berge mit weitklingenden Namen. Hinter uns die Grandes Jorasses mit ihrer Nordwand, greifbar nahe die Aiguilles du Diable und dicht dabei der Grand Capucin. Seine Ostwand hat die Reihe der schwersten Granittouren eröffnet. Gerade diese Nacht wird wieder eine Partie auf einem der Bändchen schlottern, von einem Überhang überdacht, über einem zweiten Dache schwebend. Vor uns der Mont Blanc, Peuterey-Grat, Aiguille Blanche und Aiguille Noire, wo wir eben vor drei Tagen umgekehrt waren, weil wir nicht noch einmal drei Stunden Pulverschnee von jedem Griffchen wischen wollten. Doch näher und größer, für unsern Blick wie eine weiße Zielscheibe, die

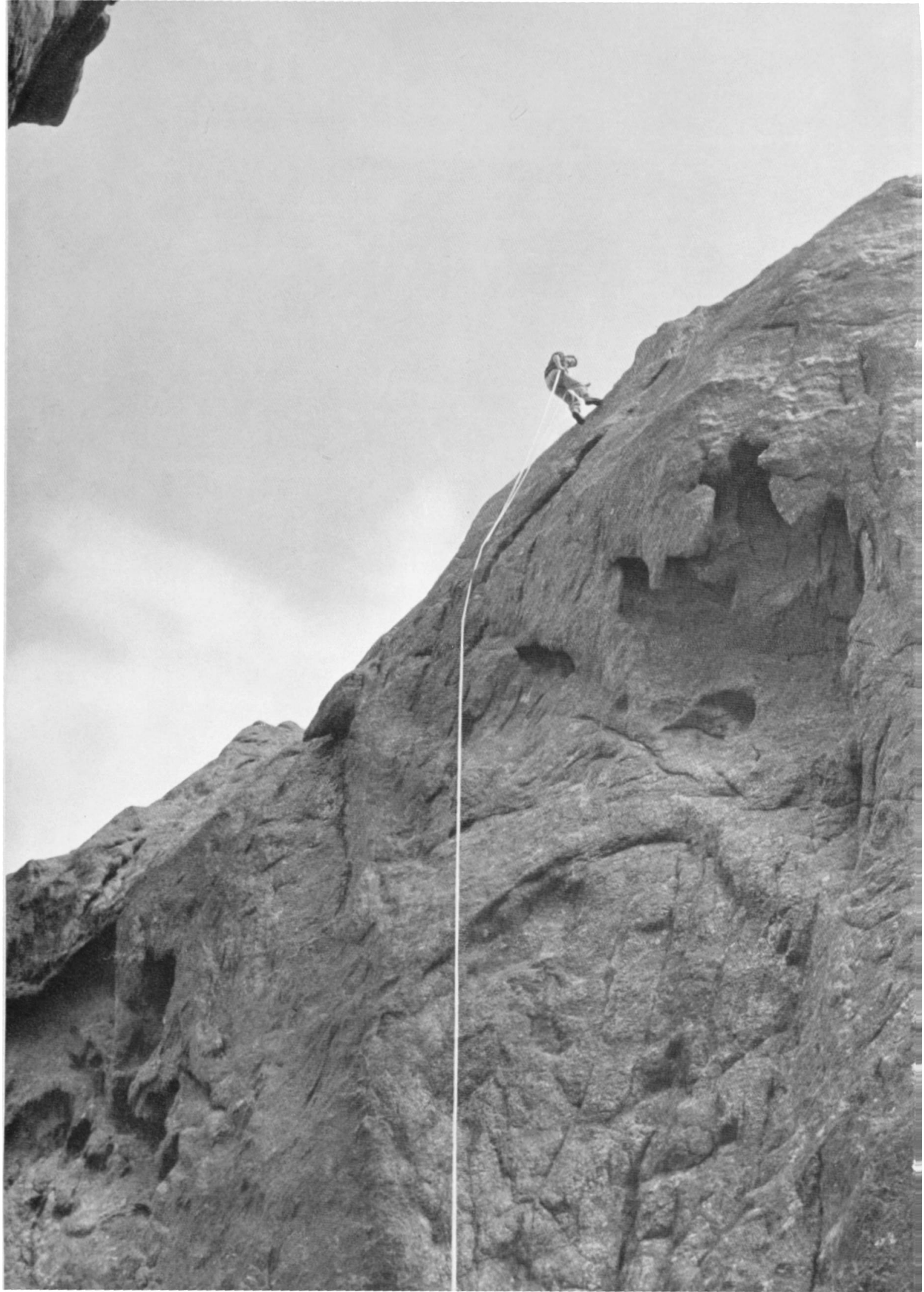
Brenva-Flanke des Mont Blanc

Wir sahen sie immer wieder, sahen sie noch im Dunkeln, wenn wir im Gedränge vergebens zu schlafen versuchten. Um Mitternacht brachen die ersten auf. Endlich konnten wir noch für zwei Stunden Schlaf finden, dann brauten auch wir unsern Kaffee. Tief unten suchten schon die kleinen Lichtlein ihrer Lampen einen Weg durch die Spalten. Beim Einstieg aber trafen wir sie wieder. Gleich erkannte ich den Mann mit dem Bart und dem Beefsteak wieder. Also auch er hier; daß er hier schlotternd auf die Dämmerung wartete, konnte ich nicht ganz verstehen. Schon begann ich an seiner Stärke zu zweifeln, und so entwickelte sich einer der spannendsten Kämpfe um die Führung, den ich je erlebt habe. Die ersten Felspartien sind leicht, doch waren sie stark vereist. Sie kletterten mit Steigeisen, wir schlichen wie Katzen hinter den fünf her und warteten auf den kleinsten Fehler in der Route, den sie begingen, um dann rasch auf einem besseren Weg voranzueilen. Schon der erste Vorstoß war glücklich, wir konnten uns zwischen die zwei Seilschaften hineinschieben. Vermutlich waren sie nicht sehr erfreut darüber, wenigstens machten ihre Gesichter durchaus diesen Eindruck.

Dann aber gaben sie sich die entscheidende Schwäche. Sie fragten uns nach dem Weg. Nie darf man diese Frage in solchen Augenblicken stellen. Nun konnte das Kätzchen zum Sprung ansetzen. Wir eilten voran mit einer Bemerkung, daß es sicher hier gehen müsse. Doch sie glaubten uns nicht und suchten einen eigenen Weg. Seite an Seite eiferten wir die Felsen hinauf bis zu unserm großen Fehler. Unser Seil löste

Zeltlager am Col Bavella ►





einen Stein, dieser eine kleine Steinlawine und alles fiel auf ihr Seil. Zwar hat es anscheinend keinen Schaden gelitten, doch wir mußten auf die Strafbank. Wir hörten sie auf die Deutschen fluchen, hielten uns ganz still, daß sie ja nicht merkten, daß wir Schweizer sind, denn so trafen uns die Flüche im Grunde ja nicht. Wir spielten wieder das artige Kätzchen auf unsern leisen Sohlen am Schluß.

An diesem Felssporn klettert man leicht einige hundert Meter hoch. Mit Stirnlampen würde man hier sicher auch bei Nacht durchkommen. Die Aussicht aber hat sich ganz wesentlich beschränkt. Auf der einen Seite sehen wir hinüber auf den Col de la Fourche, auf der andern Seite hält die Aiguille Blanche Wache. Dazwischen liegt die gewaltige Eisflanke und mitten drin ein kleines Felsköpfchen, das uns immerhin schon mehr als eine Stunde Arbeit gekostet hat. Es ist nicht die Fernsicht, die den Reiz der Tour bildet, sondern vielmehr die Abgeschlossenheit. Die Kulissen sind alle ganz nahe, aber gerade daher eindrucklicher als auf den meisten Gratklettereien. Man kommt hier immer wieder von einer Szenerie in eine grundsätzlich andere. Ich habe zu den Bergen, die ich durch eine Wand erstiegen habe, eine andere Beziehung. Man kommt ihnen näher, als wenn man sie über einen Grat bezwingt. Das zeigt sich auch darin, daß man eine Wand eben durchsteigt, einen Grat überschreitet.

Und noch einmal bot sich Gelegenheit zu einem Sprung nach vorn. Ein senkrechter Kamin, mit guten Griffen, doch für die Steigeisen war er ungeeignet. Wir setzten an, und wenn Zuschauer unserem Rennen gefolgt wären, so wären sie jetzt aufgestanden und hätten uns mit Beifall unterstützt. Drei Seillängen hoch, wir sahen nichts mehr von den andern. Sie mußten einen andern Weg gefunden haben. Da tauchten sie wieder auf, fünfzig Meter hinter uns lag ihre Spitze. Doch was nun geschah, forderte den letzten Rest unserer Geduld. Ein steiles Firnfeld zwang uns, die Eisen anzuschlallen, und wir konnten uns beeilen, wie wir wollten, wir mußten zusehen, wie sich der Vorsprung verringerte, und wie sie schließlich vorbeimarschierten. Es war das erste Lächeln, das ich auf ihren Gesichtern sah. Und der Mann mit dem Beefsteak und dem Bart war nicht einmal der vorderste.

Die Tour ändert ihren Charakter nun vollständig. Auf einem schmalen Eisgrätschen turmt man in die eigentliche Flanke. Dies soll manchmal sehr schwierig sein, heute jedoch gelangten wir ziemlich leicht an den Fuß des großen Firnfeldes. Der Wettkampf war unentschieden, wir kamen wieder zwischen den beiden Parteien an.

Von hier stiegen wir allein weiter. In einem großen Firnfeld überschritten wir die 4000er-Grenze, immer näher rückte der große Abbruch an seinem obern Rand, bevor man über den flachen Rücken zum Gipfel steigen kann. Dieser Abbruch bildete für uns die Schlüsselstelle. Schon weit unten war es uns rätselhaft, wie man da oben durchkommen würde. Senkrechte Eiswändchen und kühne Türmchen versperrten den Weg, dazu glänzte die Flanke unter dem Abbruch blau wie ein Spiegel in der ersten Morgensonne. Als ich im dreißig Zentimeter hohen Pulver zum erstenmal auf die Nase fiel, war es klar, daß wir bereits auf Blankeis standen, das nur von einer unregelmäßig dicken Pulverschneeschicht verdeckt lag. Bald verschwand auch der Pulver und glatt wie Glas, nur etwas wellig wie ein erstarrter See, lag der Weiterweg vor uns. Ich hatte ja in einem Gebirgskurs gelernt, wie man Stufen schlägt, war damals selber erstaunt, wie gut ich es meinen Schülern zeigen konnte, hier erfolgte die Anwendung. Drei Schläge horizontal, schön von hinten nach vorn, dann drei Schläge senkrecht, und tatsächlich war manchmal schon eine Stufe da. Mit den nächsten drei, vier Schlägen wurde sie ein bißchen größer und man konnte wirklich schon ganz bequem drin stehen. Voll Stolz über meine Kunst hatte ich ganz übersehen, wie die Eisschollen in munteren Sprüngen in die Tiefe sausten und sich wie eine kleine Eislawine auf die fünf Italiener stürzten. Wir mußten unsern Plan ändern. Wir kramten unsere beiden Eisröhren hervor, eine schwere aus Eisen, eine leichte aus Leichtmetall. Bis anhin hatte ich mich über die schwere geärgert, sobald ich sie aber brauchte, mußte ich es über die leichte. Das Metall war zu weich, ich konnte sorgfältig schlagen

wie ich wollte, die Röhre begann sich oben zu schließen und das Eis drang nicht mehr durch, wie es sich der Konstrukteur vorgestellt hatte. Es blieb gar nichts anderes übrig als einzuschlagen soweit es ging, sie wieder herausnehmen, vorn das Eis auskratzen und dann ging es wieder einen Zentimeter weiter. Eine langweilige Sache, dennoch ging es schneller, alle zwanzig Meter eine Röhre zu versenken, als jede Stufe in das harte Eis zu hacken. Das Eis war so fest, daß die Eisen manchmal kaum zwei Millimeter eingriffen, doch es hielt. Es brauchte recht viel Vertrauen auf seine Eisen, auf die zwei Millimeter, mit denen man mit dem Berg verbunden war, sonst würde man 2500 Meter hinunterrutschen, vielleicht mit weniger Lust als die Eisschollen. Hier war der Wettkampf eindeutig entschieden. Jetzt sah ich dem Mann mit dem Bart und dem Beefsteak auf zweihundert Meter an, daß er noch nicht im Himalaya gewesen ist. Wir brauchten eine gute Stunde für die blanke Stelle, die Italiener deren fünf. Ein bißchen mehr Mut, ein bißchen Geschicklichkeit und zwei Eisröhren machten den Unterschied.

Doch was nun kam, war das Schlimmste. Wir konnten leicht aus der Flanke auf den Rücken hinausqueren. Es gibt nur einen einzigen Weg, doch man kann ihn kaum verfehlen. Hier lag Pulverschnee wie mitten im Winter. Er war auch vom Winde gepackt wie mitten im Winter, nur hätte man mitten im Winter hier Ski gehabt und wir hatten keine. Die oberste Schicht war fest, so, daß man den Fuß etwa mit 50 Kilo belasten konnte, dann brach er ein, fiel durch den leichten Pulver, bis die Harschschicht auf Kniehöhe stand. Und das noch 400 Meter bis zum Gipfel.

Ich weiß selber nicht genau, warum wir nicht umkehrten. Wenn es Ehrgeiz ist, der einen in solchen Augenblicken noch weiter treibt, dann sitzt dieser Ehrgeiz mindestens so tief, wie etwa Hunger sitzen kann. Es gibt nur eines dagegen, in beiden Fällen: Sättigung. Er hat auch recht ähnliche Eigenschaften. Nach fünfzig Metern ist man fest entschlossen, umzukehren, stützt sich vornüber auf den Pickel, um möglichst leicht Luft zu schöpfen. Eine Minute später geht der Atem wieder normal, der Entschluß wankt, und nach zwei Minuten geht man wieder weiter; wieder fünfzig Meter und das Spiel beginnt von neuem, alles auf nun bereits über 4500 Metern.

Wir kamen auf den Gipfel. Freilich etwas enttäuscht, hier eine Ansammlung von Menschen zu finden. Gipfelbummler sozusagen, sogar Alleingänger von der Vallot-hütte. Schade, fanden wir, daß man den Berg auch auf einer leichteren Route bezwingen kann. Weitab von den andern, denn der Gipfel würde für Tausende Platz bieten, fanden wir dann doch unsere Ruhe. Ringsherum, tief unter uns bildeten sich immer mehr kleine weiße Wölkchen und hüllten all die niedrigeren Gipfel ein. Wir saßen in der Sonne, höher als sie alle, höher als alle Gipfel Europas, und wir verspürten einen Hauch von dem Gefühl, auf dem Dach der Welt zu stehen.

Vom Abstieg wußten wir sehr wenig. Nur die verlockende Einladung der Vallot-hütte mußten wir zurückweisen. Sie hätte uns einen Tag geraubt. Wir mußten zurück auf den Col Brenva, irgendwie am Mont Maudit vorbei auf den Col du Midi.

Doch am Mont Maudit kommt man nicht mehr vorbei. Wir standen auf der Scharte am Westgrat. Die Spuren hörten alle auf. Wir durften einen Versuch nicht wagen, denn durch den knietiefen Pulver wären wir kaum wieder heraufgekommen, das kannten wir heute schon zur Genüge. Also ohne Auftrieb, ganz ohne Ehrgeiz noch einen Viertausender zu besteigen, bissen wir in den sauren Apfel, wir kletterten den Westgrat hoch auf den Mont Maudit. Ich werde niemals nachforschen, warum der Berg so heißt, für uns zwei war es klar, und wir nannten ihn von Herzen bei seinem Namen.

Lange Schatten fielen schon in die weiten Gletschermulden. Nebelwolken krochen träge in den Tälern umher. Unsere fünf Kameraden hatten die Brenvaflanke nun auch hinter sich und stampften in unseren Spuren dem Gipfel des Mont Blanc zu. Wir wandten uns ab von ihm und schwammen, mehr als daß wir gingen, im Pulverschnee die Nordflanke des Mont Maudit hinunter. Noch wußten wir ja nicht, daß uns auf dem Col du Midi im Forschungslabor ein Federbett wartete, eins für Philipp und eins für mich, mit Decken, mit Heizung, und mit einer Flasche Bier auf der Seite, das wir behaglich auf dem Rücken liegend in vollen Zügen zu genießen wußten.

Paul Meinherz